

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	14 (1964)
Heft:	1
Artikel:	Zum Bismarckbuch Wilhelm Mommsens
Autor:	Muralt, Leonhard von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-80536

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MISZELLEN — MÉLANGES

ZUM BISMARCKBUCH WILHELM MOMMSENS

Von LEONHARD VON MURALT

In der Schweiz dürften die drei Bände von ERICH EYCK, *Bismarck*, Erlenbach-Zürich 1941—1944, das bekannteste Werk über den großen Staatsmann des 19. Jahrhunderts sein. Sie bieten das reichhaltigste Material, sie beurteilen Bismarck vom Standpunkt eines liberalen Juristen aus, dem die institutionellen Formen des freiheitlichen, demokratischen und parlamentarischen Staatslebens auch gegenüber dem andersartigen Verhalten des deutschen Kämpfers maßgebend sind. Verwendung und Interpretation der ausgiebig benutzten Quellen halten nicht immer der Kritik stand. ARNOLD OSKAR MEYERS *Bismarck. Der Mensch und der Staatsmann*, Leipzig 1944 (damals verboten und erst Stuttgart 1949 herausgegeben), dürfte hier mehr nur Fachleuten bekannt geworden sein. Das schöne Buch ist, wie ein verstorbener deutscher Historiker freundlich spöttend sagte, «mit frommem Augenaufschlag» geschrieben, das heißt Bismarck wird aus seinen religiösen Voraussetzungen heraus verständnisvoll gewürdigt, aber Meyer erkannte nicht, wie sehr gerade vom Glauben her sich Bismarck selbst der ungeheuren Problematik, kurz der Sünd- und Schuldhaftigkeit des politischen Handelns bewußt war, daß nämlich Staatsdienst und Königsdienst nie direkt Gottesdienst ist, sondern Dienst in «dieser Welt», ein Dienst, der vor Gott verantwortet werden muß. Dann folgte als meines Erachtens bisher bestes Bismarck-Werk: WALTER BUSSMANN, *Das Zeitalter Bismarcks*, Handbuch der deutschen Geschichte... neu hg. von Leo Just, Band 3, 2. Teil, Konstanz 1956, eine sehr ausgeglichene, durchaus auch kritische, im tiefsten aber von lebendigem Verständnis getragene, äußerst sorgfältig durchgearbeitete Darstellung. Auch die Abschnitte im sogenannten *Gebhardt* (BRUNO GEBHARDT, *Handbuch der deutschen Geschichte*, Band 3, 8. Auflage, Stuttgart 1960) von Theodor Schieder und Karl Erich Born über die Zeit, da Bismarck wirkte, sind ganz vorzüglich, aber knapper als Bußmann. Ihnen steht als gutes Bismarck-Buch der selbständige kleinere Band zur Seite, den wir hier anzeigen dürfen¹.

¹ WILHELM MOMMSEN, *Bismarck. Ein politisches Lebensbild*. F. Bruckmann, München 1959. 259 S.

Mommsen beherrscht den riesigen Stoff mit großer Sicherheit. Bei dem Willen, eine kurzgefaßte Gesamtdarstellung zu geben, kommt doch kaum etwas Wesentliches zu kurz. Die nüchterne, streng sachliche Sprache M.s gestattet ihm, sehr viel zu sagen, alles ausreichend und sorgfältig, auch für einen Leser, der die Dinge nicht schon kennt, klar verständlich darzulegen. M. will «soweit wie möglich Bismarck selbst sprechen lassen» (S. 8). Das gelingt ihm sehr gut. Selbstverständlich hat jeder Bismarck-Leser seine Vorliebe für gewisse Zitate. Darüber zu rechten, wäre aber reine Willkür. M. bringt immer wieder aus den unmittelbaren, dem jeweiligen Augenblick zugehörenden Quellen maßgebende Aussagen, oft zwei, drei verschiedene, aber dieselbe Frage betreffende, so daß wir sehen, daß solche Aussagen nicht ein Zufall sind, sondern entscheidende Zeugnisse für Bismarcks Denken und Wollen. Daraus ergeben sich dann oft kritische Bemerkungen gegenüber Bismarcks Alterswerk *Erinnerung und Gedanke*, wie der Titel richtig lautet.

M.s wichtigstes Anliegen ist es, zu zeigen, «daß Bismarck von preußisch konservativer protestantischer Auffassung her zunächst nur an ein von Preußen beherrschtes Norddeutschland gedacht hat» (S. 11). So trat der preußische Gesandte am Bundestag zu Frankfurt 1851—1859 in erster Linie für die Gleichberechtigung Preußens innerhalb des Deutschen Bundes neben Österreich ein. Mit Recht wendet sich M. gegen ein verzerrtes Verständnis der «Realpolitik», die nicht einfach prinzipienlose Kampf- und Expansionspolitik sein sollte, sondern bei Bismarck stets auf dem Boden seiner konservativen und protestantischen Weltanschauung stand (S. 48). Dabei hatte Bismarck bereits in dieser Zeit erkannt, daß das preußische Interesse dem eigentlichen deutschen Interesse gleichzusetzen sei gegenüber der nicht im deutschen Interesse vorgehenden Politik Österreichs, wie sie zur Zeit des Krimkrieges deutlich wurde. Ebenso warnt M. mit Recht vor der Übersteigerung der Worte von «Eisen und Blut», die Bismarck während des Heereskonfliktes in der Budget-Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses am 30. September 1862 fallen ließ. Leider teilt M. nicht mit, daß diese Worte aus dem liberalen Liederschatz der Befreiungskriege stammten, Bismarck also glaubte, damit am einfachsten die liberalen Abgeordneten für eine feste Außenpolitik Preußens gewinnen zu können. So entsprang aus Bismarcks Erkenntnis, Preußen dürfe nicht die verfehlte Außenpolitik Österreichs mittragen helfen, die Ablehnung des Fürstentages zu Frankfurt im August 1863, an welchem Kaiser Franz Joseph eine Bundesreform durchbringen wollte, die Österreichs Vormacht in Deutschland gefestigt hätte. Der Erfolg gegen Dänemark 1864 gab Bismarck recht, als im Zusammensehen der beiden deutschen Großmächte sich die beste deutsche Politik vollzog. Trotz den Schwierigkeiten, die dann folgten, wollte Bismarck nicht unbedingt den Krieg mit Österreich; ein Zusammensehen auf der Basis der Gleichberechtigung wäre ihm lieber gewesen. Es dürfte hier mit Wilhelm Schüßler stärker betont werden, daß Österreich seine hegemoniale Stellung in Deutschland niemals freiwillig aufgeben konnte, eben-

so sehr aus Selbsterhaltungswillen heraus wie eben Preußen sich nicht unterordnen konnte aus Verantwortung seiner Bevölkerung gegenüber, die nicht in eine ihr fremde Sache hineingeführt werden durfte. Darin bestand allerdings die mit Recht erkannte Tragik der deutschen Geschichte jener Zeit. Ebenso bezeichnet M. als ein das Ganze überblickender Historiker Bismarcks Bemühungen um den Frieden in Nikolsburg nach dem Siege von Königgrätz, 1866, als ein Wirken, das «zu den größten diplomatischen Leistungen Bismarcks gehöre» (S. 101), wenn auch Bismarck die diplomatische Vorgeschichte des Dänischen Krieges für seine größte Leistung hielt. Nun zeigt M. erst recht, wie Bismarck den norddeutschen Bundesstaat schaffen wollte, noch keineswegs mit Sicherheit auf den Anschluß der Süddeutschen rechnete. Viele Aussagen Bismarcks belegen, daß er noch mit einer langen Entwicklung rechnete. Dabei meldet M. bereits bei der Bildung des Norddeutschen Bundes von 1867 die Kritik an der späteren Verfassung des Deutschen Reiches an (S. 125), wobei wir immer im Auge behalten müssen, welch ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren, wenn man souveräne Fürsten, demokratische Liberale, große und kleine Gliedstaaten, monarchische Prärogativen und parlamentarische Ansprüche schließlich unter einen Hut bringen wollte. Ich würde hier mit Otto Becker sehr stark unterstreichen, daß die einzigartige Stellung Bismarcks als preußischer Außenminister und Bundeskanzler in einer Person erst die Klammer bildete, welche diese sich eigentlich ausschließenden verfassungspolitischen Möglichkeiten zusammenhielt.

Auch den Krieg mit Frankreich hat Bismarck nicht gesucht. Die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, die Bismarck durchaus gefördert hat, sollte nicht den Krieg provozieren, sondern eine «politische Hilfestellung gewinnen» (S. 142) gegen die Bemühungen Napoleons III., mit Österreich und Italien ins Einvernehmen gegen die von Preußen 1866 gewonnene internationale Unabhängigkeit zu kommen, obwohl auch von Napoleon III. nicht ein Krieg gesucht wurde. Diese Gesamtauffassung der Vorgeschichte des Krieges von 1870 wird jetzt bis in die engsten Einzelheiten hinein durch das Buch von JOCHEN DITTRICH, *Bismarck, Frankreich und die spanische Thronkandidatur der Hohenzollern. Die «Kriegsschuldfrage» von 1870*, München 1962, bestätigt. Völlig richtig ist meines Erachtens das Urteil M.s: «Die Größe dieser Leistung — der Reichsgründung — wird nicht dadurch vermindert, daß das Deutsche Kaiserreich an der Politik der Nachfolger zerbrach» (S. 162).

Für die Zeit, da Bismarck als Reichskanzler wirkte, 1870—1890, wird ganz allgemein die Außenpolitik, die den Frieden Europas sicherte, anerkannt. M. zeigt scharf, daß der Zweibund des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn von 1879 nicht im Sinne der «Nibelungentreue», wie dann Bülow sagte, das heißt doch des Untergangs um jeden Preis, verstanden werden darf (S. 179). Zuletzt verhehlt M. die zunehmenden Schwierigkeiten von Bismarcks Außenpolitik nicht, weiß aber mit Bismarck, daß jede

Politik jederzeit nach neuen Wegen zur Lösung der Probleme suchen muß, weil sich die Verhältnisse verändern. Nur urteilt M., Bismarck sei die Erziehung der deutschen Öffentlichkeit zur Führung der Außenpolitik nicht gelungen (S. 189). Diese Außenpolitik beruhte aber meines Erachtens gerade darauf, daß sie eine solche war, die in dieser Verantwortlichkeit nur ein leitender Staatsmann allein auf sich nehmen konnte. Das Bismarck-Problem beruht, so möchte ich einmal überscharf sagen, darauf, daß sich der deutsche Staatsmann zu viel Verantwortung aufbürdete, nicht aus Machthunger, sondern aus Pflichtgefühl. Im Gegensatz zur Außenpolitik muß M., zum größten Teil mit Recht, die Innenpolitik des Reichskanzlers einer scharfen Kritik unterziehen. Die in den deutschen Verhältnissen gegebenen Gegensätze verschärft Bismarck mehr als daß er sie gemildert hätte, so den konfessionellen durch den Kulturkampf, den er als Kampf gegen von außen unterstützte «Reichsfeinde» führte, durch den Kampf gegen die Sozialdemokratie, der durch die vorbildliche und für ihre Zeit führende Sozialpolitik nicht aufgewogen werden konnte, ferner durch den Gegensatz zwischen den in Preußen vorherrschenden Konservativen und den bis 1879 im Reiche maßgebenden Nationalliberalen usw. Daß Bismarcks Sturz unverständliche Willkür des jungen Herrschers war, weiß jedermann. Mir fehlt hier das Urteil, daß Bismarck, «ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.» (S. 219), mit vollem Recht auch auf die Treue seines Herrn zählen zu können erwartete. Diese versagte ihm Wilhelm II., ohne sachlich nachher irgendwie einen neuen, etwa gar innenpolitisch ausgleichenden Weg zu finden.

Dankbar halte ich fest, daß M. die Echtheit von Bismarcks Glaube und der darauf beruhenden Verantwortlichkeit im politischen Handeln anerkennt. Nur glaube ich sagen zu dürfen, daß M. die ganze Tiefe dieses Problems nicht zu sehen vermag, das nun einmal nicht anders als mit den aus der Reformation herkommenden theologischen Grundbegriffen erfaßt werden kann. Daraus darf aber M. kein Vorwurf gemacht werden; denn wer heute dem evangelischen Glauben nahe zu stehen hofft, weiß selbst zu gut, daß er unter dem Worte «Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!» steht. Wenn M. an anderer Stelle vermutet, ich überschätze diese Seite bei Bismarck, dann ist dieser Anschein bei mir doch in erster Linie dem Umstände zuzuschreiben, daß ich diese Frage zum Hauptthema meiner Arbeiten gemacht habe, nicht in einem letztinstanzlichen Sinne, sondern in einem Andere ergänzenden Sinne. Lebte Bismarck wirklich im Glauben, und zwar auch in der Spätzeit, dann kann dieser Faktor überhaupt nicht überschätzt werden. M. zitiert durchaus anerkennend Bismarcks Brief vom 26. Dezember 1865 über die Frage des Gewissens in der Politik. Wenn er aber die «zwei Seelen» in der Brust Bismarcks nur politisch versteht; «auf der einen Seite die preußische Machtpolitik, auf der anderen sein Gefühl für die Gemeinschaft der konservativen Mächte» (S. 92), dann ist das doch zu wenig. Bismarck sagte im August 1865 zu Keudell, in seiner Brust seien eine ganze Menge

von Seelen, die sich zankten. Das ist die Einsicht in das Dasein des Menschen im Widerspruch, das heißt religiös in der Sünde, die sich dem Glaubenden erschließt, und die ihm sagt, daß in «dieser Welt» solche widersprüchliche Vielgestalt, ja solcher Kampf nur um der Gnade Gottes Willen durchzuhalten und zu verantworten sei. Daß Bismarck im politischen Bereich durchaus verschiedene Möglichkeiten sah und es ihm schwer werden konnte, zwischen der einen und der andern zu entscheiden, bleibt natürlich unbestritten, wie auch der Sachverhalt, daß die manifesten Quellenbestände ganz unreflektiert den jeweiligen politischen Kampf überliefern und ihn als im Vordergrunde stehend erscheinen lassen.

Damit steht im Zusammenhang die Kategorie «Großartig», die M. häufig anwendet (zum Beispiel S. 47, 161, 188, 190, 235, 245, 252). Sie kann politisch und menschlich durch und durch mit Recht angewendet werden. Aber gerade dem Christen Bismarck war es klar, daß nichts von seinem Tun «großartig» war, sondern Menschenwerk in den Möglichkeiten, welche ihm die Geschichte bot.

Mit Recht sagt M. wiederholt, Bismarck habe keine «mitteleuropäische Politik» getrieben. Darin stimme ich ganz mit ihm überein. Was ich meinerseits als «Politik der europäischen Mitte» bezeichnet habe, ist das Gegenteil davon. «Mitteleuropäische Politik» trieben ein Schwarzenberg, Bruck, Buol, als sie glaubten, Mitteleuropa, nicht nur den ganzen Deutschen Bund, sondern in ihn eingefügt den ganzen österreichischen Kaiserstaat und das ganze Königreich Preußen mit seinen polnischen Provinzen gegen Rußland stellen zu können, ohne einzusehen, was Bismarck schon in Frankfurt am deutlichsten formuliert hatte, daß dann die Randmächte Rußland und Frankreich sich über die Mitte hinweg gegen sie die Hand reichen könnten. Politik der europäischen Mitte ist das, was Metternich zum Beispiel am 3. Juni 1854 dem österreichischen Außenminister Grafen Buol schrieb: «Ins Schlepptau kann sich der Staat *der Mitte* weder in der östlichen noch in der westlichen Richtung nehmen lassen; die ihm angehörige geographische Lage würde es verhindern, wenn derselben nicht moralische Gründe zu Hilfe kämen. Wir sind berufen den Ausschlag *in der Richtung des herzustellenden Friedens*, das heißt des definitiven Ende der heillosen Lage zu geben aber keineswegs uns als die Avantgarde des Ostens gegen den Westen noch des Westens gegen den Osten mißbrauchen zu lassen.» (Auszeichnungen von Metternich; nach der Ausgabe der Briefe Metternichs an Buol von Carl J. Burckhardt, München 1934, S. 158/59.) Hier ist deutlich, daß es sich beim Begriff der «Politik der europäischen Mitte» nicht um einen Zustandsbegriff, sondern um einen Funktionsbegriff handelt. Zur Zeit des Krimkrieges verscherzte aber Österreich diese Politik und ließ sich von Frankreich und England als Avantgarde gegen Osten mißbrauchen. Dadurch zerbrach Wien die Freundschaft mit Rußland, welche die Monarchie 1849 gerettet hatte, und lieferte sich dem Angriff Frankreichs gegen seine italienischen Provinzen aus, der 1859 prompt erfolgte. In Frankfurt hatte

Bismarck mit aller Klarheit erkannt und auch die Zustimmung der Mittelstaaten gefunden, daß eine solche Politik nicht im deutschen Interesse lag. Ein weiterer Vorstoß Rußlands gegen die europäische Mitte konnte nur abgewehrt werden, indem diese Mitte Rußland im Süden, am Schwarzen Meer und an den Meerengen soweit wie möglich gewähren ließ und sonst durch freundschaftliche Diplomatie das Zarenreich zu friedlicher Haltung nötigte, wie es Bismarck dann von 1871 bis 1890 gelang, so, daß sogar bis 1914 Rußland ruhig blieb, bis Österreichs Herausforderung 1914 den Krieg auslöste. Wenn Bismarck seine Frankfurter Berichte durch Poschinger 1882 bis 1884 veröffentlichten ließ, so geschah dies offenkundig, um zu sagen, dieses Problem sei noch dasselbe wie vor dreißig Jahren. Er konnte es nur indirekt sagen, da die direkte Aussage den Osten und den Westen mißtrauisch gemacht hätte.

Mommens Werk zeichnet sich durch die große Klarheit aus, mit der es den Augenblick des politischen Überlegens und Handelns zu erfassen vermag; darin gehe ich ganz mit M. einig, und darin ist dieses Buch wirklich «ein politisches Lebensbild». Auch das scharfe Auge des Historikers, der Parteien, Zustände, Verfassungen und Ordnungen kennt und einander gegenüberzustellen weiß, kommt dem Buche zugute. Wir müssen aber unsere historischen Augen nicht nur auf die aus Zuständen und Ordnungen sich ergebenden Kategorien richten, sondern auch auf den Ablauf und die Bewegung des Geschehens, die nicht nach institutionellen Maßstäben beurteilt werden darf. Die politische Wirklichkeit stellt nie bestimmte Ordnungen, die Monarchie, die Aristokratie, die Demokratie usw. rein dar, sie ist auch nicht ein Gemisch der guten oder der schlechten Seite, etwa zwischen Aristokratie und Oligarchie, sie ist auch nicht eine feste Kombination dieser verschiedenen Elemente nur, sondern stets ein Füreinander und Gegeneinander von Kräften, sie ist, wie Bismarck am einfachsten gesagt hat, ein Schachspiel mit seinen unzähligen Variationen, in denen sich Zug auf Zug vollzieht.

JOHANNES VON MÜLLER UND JACOB GRIMM

Von KARL SCHIB

In seiner Selbstbiographie berichtet Jacob Grimm, wie er sich, von Paris zurückkehrend, im September 1805 in Kassel niederließ, um im Kreise der Geschwister bei der alternden Mutter zu wohnen¹. Er erhielt im Jahre

¹ JACOB GRIMM, *Selbstbiographie* (Kleinere Schriften, 1. Bd., S. 1—24).